



Erinnerungen für die Zukunft

Als der Krieg zu Ende war

„Seien Sie unser Zeitzeuge. Erzählen Sie uns Ihre ganz persönliche Geschichte.“ Diesem Aufruf von NDR 1 Radio MV und der Landeszentrale für politische Bildung sind viele Hörer gefolgt und haben ihre Erinnerungen an das Kriegsende vor 60 Jahren aufgeschrieben. Zum Beispiel Heinz Bomke aus Lockwisch bei Schönberg. Er ist Ende 1944 acht Jahre alt und lebt in Groß Krebs, einem kleinen Ort im Kreis Marienwerder in Westpreußen.

Flucht vor der heranrückenden Front

"Im Herbst 1944 zogen viele Trecks durch unser Dorf. Es waren Menschen aus Ostpreußen, die vor der heranrückenden Front flohen. Wir konnten uns damals nicht viel darunter vorstellen. Fliehen, ja was ist denn das? Wir ahnten zu dem Zeitpunkt noch nicht, dass es gar nicht lange dauern würde, bis wir das gleiche Schicksal erleben müssen. Es war ungefähr eine Woche vor Beginn der Flucht, dass auf den Bauernhöfen Ackerware hergerichtet, das heißt mit Zeltplanen versehen wurde. Viele dieser Verschläge waren wohl mit Stroh gefüllt. Und dann hieß es, wir müssen hier weg."

Weg in Richtung Westen, nach Dannenberg. So lautet die Anweisung. "In der Nacht zum 21. Januar 1945 kam dann der Befehl, dass wir das Dorf verlassen müssten. Allerdings für eine Woche, maximal zwei Wochen. Dementsprechend durfte auch kaum etwas mitgenommen werden, kaum mehr als das, was man am Leibe tragen konnte. Und dann wurden wir verladen. Das Fahrzeug, auf dem unsere Familie den Ort verlassen musste, hatte kein Verdeck mehr. Die Ladefläche war mit Stroh bedeckt. Meine Mutter hatte noch Decken und Betten mitgenommen. Auf dem Stroh wurden wir damit zugedeckt. Und obendrauf lagen zwei Teppiche. Das war unser Schutz vor allen Witterungsproblemen. Temperaturen, ich schätze, so 20, 25 Grad minus, waren an der Tagesordnung."

Ein schrecklicher Anblick

Dass Heinz Bomke und seine drei kleinen Geschwister fast drei Monate unterwegs sein werden, ahnen sie damals noch nicht. Erste Station ist die Weichsel. "Die Weichsel war zu dem Zeitpunkt zugefroren, und wir mussten über das Eis mit den Pferdefuhrwerken. Es war schon ein schrecklicher Anblick. Denn auf dem Eis lagen schon zerborstene Fahrzeuge, leere Kinderwagen, Koffer, Kisten. Das waren dann so die ersten Eindrücke. Und wir waren froh, als wir die Weichsel mit Mühe und Not passiert hatten. Ich erinnere mich, der erste Ort war Mewe, heute Gniew. Dort wurden wir in einer Schule untergebracht. In der Ferne hörten wir Geschützdonner, aber auch den Donner von Sprengungen. Es hieß, dass in der Nähe von Dürschau schon das Eis durch Wehrmattsangehörige gesprengt wurde, aber auch Brücken, die noch ganz waren, damit der Russe dort nicht leicht überkommen konnte."

Noch vor der Überquerung der Oder trifft der Treck aus Westpreußen auf eine Kolonne völlig abgemagerter Frauen, die von SS-Männern bewacht werden. Es sind KZ-Häftlinge, die vor der heranrückenden Roten Armee in Richtung Westen getrieben werden. "Diese Frauen bettelten uns an", erzählt Heinz Bomke. "Sie wollten etwas zu essen haben. Und neben der Straße war ein Feld - ich weiß es nicht mehr genau, es mögen Rüben oder Kohl gewesen sein - und einige dieser Frauen aus dem Trupp stürzten sich darauf, um da etwas Essbares zu kriegen. Sie wurden von dem Bewachungspersonal verjagt, und einige wurden sogar erschossen. Und dieses Bild heute noch vor Augen habend, läuft's mir kalt über den Buckel."

Der Treck bewegt sich weiter in Richtung Westen. Über Prenzlau, Neustrelitz, Röbel, Parchim. Die Nahrungsvorräte sind längst aufgebraucht und die entkräfteten Körper quälen vor allem die Läuse. "Ich habe Kinder erlebt, die von Läusen zerfressen waren, vorwiegend an Ohren und Kopf. Man hat diese Kinder und deren Familien aussortiert, die durften den Treck gar nicht mehr weiter mitmachen. Ich weiß, dass durch die Läuse der Typhus stark verbreitet wurde. Viele, viele Menschen lagen nachher schon am Straßengraben, vor Erschöpfung gestorben beziehungsweise durch den Läusefraß und den damit einhergehenden Typhus."

An die Rückkehr in die Heimat hat Heinz Bomke nie gedacht

Am 30. März 1945, 70 Tage nachdem sie ihre Heimat verlassen haben, machen die Flüchtlinge Rast in Groß Laasch bei Ludwigslust. Die Familie von Heinz Bomke entscheidet sich, hier zu bleiben. Inzwischen lebt Heinz Bomke 60 Jahre in Mecklenburg. Zurückkehren in die Heimat? Diesen

Gedanken, sagt er, habe er nie gehabt. "Ich habe später nur zur Kenntnis genommen, dass ich dort geboren bin, meine ersten Kindheitsjahre dort verbracht habe. Aber die politische Entwicklung ergab nachher, dass man davon kaum noch sprach. Man hat zwar angegeben, ich bin dort geboren. Es gab ja solche Fanatiker, die gesagt haben: 'Wie heißt das heute auf Polnisch?' Ich kannte aber nur den Ort Groß Krebs. Und das war deutsch zu der Zeit, als ich dort geboren wurde und aufwuchs. Der Gedanke, das ist meine Heimat, da muss ich wieder hin, der ist mir in den Jahren nicht gekommen. Gerne hätte ich es wiedergesehen. Aber nun habe ich ein Alter erreicht, wo es gesundheitlich nicht mehr möglich ist, so eine Reise zu unternehmen. Und ich weiß nicht, was mich dort erwartet, wenn ich dort hinkomme. So ist mir mein Heimatort so in Erinnerung geblieben, wie wir ihn einst verlassen mussten. Zwar nicht mit der Eiseskälte, aber doch diese Häuser, der See, die Wälder. Das möchte ich so in Erinnerung behalten."

Bomben über Schwerin

Schwerin gilt als 'bombensichere' Stadt. Im Juli 1940 werden bei einem Luftangriff zwar einige Häuser zerstört, ansonsten bleibt die Stadt aber verschont. Bis zum 7. April 1945. Horst Stutz ist gerade acht Jahre alt geworden.

"An diesem Tag kamen die Flugzeuge auch am Tage. Sonst überflogen sie uns in Richtung Rostock nur nachts. Und wir gingen in unseren Luftschutzkeller, der in unserem Hause war. Und während die Flugzeuge über unser Haus flogen, bin ich auf den Hof gegangen. Dort sah ich, wie die Bomben ausgeklinkt wurden. Nun wussten wir von Luftschutzbelehrungen, dass das keine Gefahr bedeutete. Die Bomben fallen immer in einem schrägen Winkel. Und sie fielen fast alle in den Osdorfer See. Ich wohnte damals in der Lischstraße. Und es war so, dass dann schließlich gesagt wurde, die Feldstadt hat's erwischt. Weil unsere Großeltern am Demmlerplatz wohnten, haben wir uns beeilt, zu sehen, ob sie noch leben, ob da was passiert sei. Dann sind wir über den Friedhof gegangen. Teilweise waren Gräber auch so zerstört, dass da Leichenteile lagen, Gebeine. Und Sie können sich vorstellen, als Achtjähriger - meine Schwester war sechs Jahre - wie das gewirkt hat."

Bomben bestimmen auch die Spiele der Kinder

Horst Stutz und seine Freunde haben in ihrer Kindheit nichts anderes kennengelernt als Krieg. So bestimmen die Bomben auch die Spiele der Kinder. "Wir haben so einen kleinen Unterstand gebaut, aus Hölzern, da hatten wir so Erde rübergepackt. Einer musste reinkriechen, mehr Platz war sowieso nicht, und die anderen warfen dann Steine drauf. Oben natürlich die Hakenkreuzflagge. Und dann war es so, dass eben derjenige der Beste war, der es am längsten dort aushielt."

Nugatstangen an Hitlers Geburtstag

Am 19. April 1945 wird die Stadt Schwerin erneut bombardiert. Mitten in der Nacht müssen die Kinder aus dem Bett. "Wir schliefen damals schon fast angezogen im Bett, weil wir die Schuhbänder nicht richtig zubinden konnten. Und dann raus. Der Hauswart hat schon gebrüllt, dass wir uns beeilen sollten, denn wir durften nicht mehr in den Luftschutzkeller im Haus, sondern mussten zum Hochbunker nach Brautshöhe. Als wir dort ankamen, sollten wir den Bunker nicht mehr betreten, weil er übervoll war. So wurde das gesagt. Meine Mutter bekam einen Schreikampf. Dann wurden wir doch reingelassen. Als Kinder wurden wir in einen Raum geführt mit Doppelstockbetten. Da konnten wir die Nacht verbringen. Das war nun der 19. April. Und nach Mitternacht kam dann ein Luftschutzwart zu uns und schenkte uns Nugatstangen, eine Köstlichkeit für die damalige Zeit. Er sagte, es sei der Geburtstag des Führers. Es war der 20. April."

Zehn Tage später nimmt sich Adolf Hitler das Leben. Horst Stutz erinnert sich noch genau an diese Durchsage im Radio: "Aus dem Führerhauptquartier wird gemeldet, dass unser Führer Adolf Hitler heute Nachmittag in seinem Befehlsstand in der Reichskanzlei bis zum letzten Atemzuge gegen den Bolschewismus kämpfend für Deutschland gefallen ist." Eine Lüge. Aber das erfahren die Menschen erst viel später.

Sirenengeheul ruft bis heute Erinnerungen an das Kriegsende wach

Auch wenn Schwerin im Vergleich zu anderen Städten wenig bombardiert wurde: Die Sirenen wird Horst Stutz nie vergessen: "Grundsätzlich bei Sirenengeheul denke ich sofort an diese Zeit. Es ist ja ab und zu diese Übung, die dann stattfindet, oder wir wohnen jetzt hier in der Nähe der Feuerwehr. Wenn dann die Sirene ertönt - sofort wieder das, was man damals erlebt hat."

Am 2. Mai 1945 rücken in Schwerin amerikanische Truppen ein. Die Kinder bekommen Kaugummi und Schokolade. Die Wohnung in der Villa in der Lischstraße muss die Familie aber räumen. Unterschlupf findet sie in der Querstraße. "In einer der hinteren Straßen - sie nannte sich damals Grüner Winkel - war abends immer so richtig Stimmung, wie wir damals sagten, laute Musik und Gekreische von Frauen. Und dann sahen wir, wie die Amerikaner - wie wir damals sagten - mit dicken Bäuchen reingingen und nach einiger Zeit wieder mit leeren Bäuchen herauskamen. Gesprächsthema war es immer dann, dann wurde gesagt von den Frauen: Das tun anständige Frauen nicht, was da passiert."

"Die Tommies waren sehr gentlemanlike"

Vier Wochen später übernehmen die Engländer die Stadt Schwerin. Ein völlig anderer Menschenschlag als die Amerikaner, sagt Horst Stutz: "Die Tommies waren im Gegensatz zu den Amerikanern sehr gentlemanlike. Sie wohnten nur als Untermieter und waren sehr höflich immer. Und schließlich kam der Wechsel am 1. Juli, da kamen die Russen. Und die Gräuelpopaganda der Nazis wirkte ja. Wir hatten damals die Vorstellung, dass die Russen so aussehen wie comicartige Soldaten, wie das gezeichnet war. Dass sie aussahen wie Asiaten, sogar gelb im Gesicht. Und wie die nun hereinkamen, waren wir doch überrascht, solche zu sehen, die im Aussehen unseren Vätern ähnelten. Es waren ja auch Ukrainer und Russen, aber das Erscheinungsbild war natürlich ganz anders, dreckige Uniformen, abgezehrte Gesichter, und wir erfuhren dann ja auch, dass diese Soldaten auch hungrig waren. Es war nicht mehr das, was wir von den anderen Besatzungsmächten sahen. Aber das, was sich schnell herumsprach, war für uns diese unwahrscheinliche Kinderfreundlichkeit. Und ich werde nie diese Szene vergessen, wo dann unten in einer Tankstelle ein Russe saß, und ein Mädchen vorbeikam, und er auf das Mädchen zuging, seine Hand nahm - wir natürlich erschreckt guckten - und dann nahm er plötzlich seinen Säbel und schnitt dem Mädchen dann die Fingernägel." Dass sowjetische Soldaten versuchen, auch seine Mutter zu vergewaltigen, erfährt Horst Stutz erst später. Andere Frauen werden es nie erzählen. Sie schweigen bis heute.

Angriffe auf Rügen

6. März 1945: Bis zu diesem Tag ist die Insel Rügen von Angriffen verschont geblieben. Jetzt bombardieren englische und amerikanische Flieger die Stadt Sassnitz. Von Osten her rücken sowjetische Truppen Tag für Tag näher. Jürgen Alwert, damals neun Jahre alt, beobachtet die Frontlinie genau auf der großen Europakarte, die im Wohnzimmer der Eltern hängt. Anfang Mai sind die Russen auch auf der Insel Rügen angekommen. Jürgen Alwert: "Damit begann eine Periode, die für uns Kinder sehr interessant, aber für meine Eltern sehr einschneidend war."

Die Russen lassen sich nieder im Geschäft und in den Wirtschaftsräumen des Getreidehändlers Alwert. Sein Dampfer liegt auf dem Grund vom Strelasund. Die alte Reederfamilie, deren Wurzeln bis ins 16. Jahrhundert reichen, steht wie viele andere im Ort vor dem Nichts. Das andere Schiff wird beschlagnahmt. Doch weit schlimmer noch geht es den Abertausenden Flüchtlingen, für die Rügen Zwischenstation ist.

Nie wieder Krieg

Jürgen Alwert: "Auf dem Kleinbahnhof in Wiek kamen Verwundete an. Die wurden dann hier ins Kinderheim - das war ein Notlazarett - gebracht. Wie diese armen Gestalten auf dem Stroh lagen, Arm ab und Bein ab und Blut und so weiter, das war etwas, was mich sehr bewegt hat. Als Kind schon, mit neun Jahren. Und ich kann nur allen nachfolgenden Generationen sagen: alles andere, aber nie wieder Krieg."

Jürgen Alwert lernt die russische Seele kennen, ihre Liebe zu den Kindern und ihre Liebe zum Alkohol. "Der Alkohol, das war ja ein Problem bei unseren Freunden, sagten wir ja später, bei den Russen, die dann torkelnd durch die Straßen liefen und an die Häuser klopfen. Dann mussten die älteren Frauen Feuerwehr spielen. Sie mussten dann die Russen vorne empfangen und sagen, hier ist nichts zu holen. Die jungen Frauen waren im obersten Stock ins letzte Zimmer geflüchtet und harreten dort der Dinge."

Im Büro meines Vaters lag der Kompass des Schiffes, das 1944 in Stralsund versenkt worden war. Die Russen wussten, dort ist Alkohol drin, waren sich aber doch nicht sicher, ob sie den trinken konnten. Was haben sie gemacht? Sie haben den Kompass zerschlagen, haben sich dann den alten Fischer Richard Ort geholt, haben gesagt, sie möchten mal mit ihm einen trinken. Der kannte aber die Gefahr. Ich weiß nicht, ob er ihnen einen Vogel gezeigt hat. Jedenfalls hat er keinen Schluck vorgetrunken. Und so war der Kompass dann hinüber, und die Russen hatten keinen Alkohol."

Mit den Russen kommt die Angst

Mit den Russen kommt die Angst. Die Angst vor Inhaftierungen, vor dem Lager Fünfeichen und Sibirien. Dorthin kommt Jürgen Alwerts späterer Schwiegervater - ohne Verurteilung, ohne Grund. Als gebrochener und kranker Mann kehrt er viele Jahre später zurück. Auch Jürgens Vater soll sein Bündel packen und sich in der Kommandantur melden. "Meine Mutter lief noch hinterher und wir Kinder auch. Wir haben gedacht, wir sehen ihn nie wieder. Es ging dann aber in den großen Saal des Deutschen Hauses in Wiek, wo die Radios aller Einwohner eingesammelt und gestapelt waren. Mein Vater wird aufgefordert, sich ein Radio auszusuchen. Er fragte: 'Wieso denn?' Das war der Dank dafür, dass er bei der Erfassung des Getreides mitgearbeitet hatte. Die Strukturen waren ja zerschlagen. Nichts funktionierte. Und so musste mein Vater manchmal nachts mit den Russen los, die Güter abfahren. Und dann wurde das Getreide erfasst. Da hatte mein Vater wohl eine gute Figur gemacht. So kam er dann stolz erhobenen Hauptes zurück, Rucksack auf, Decke um. Aber in den

Händen hatte er ein Radio. Wir haben alle gesagt: Gott sei Dank ist der Kelch noch mal an uns vorübergegangen."

Mutter Alwert brät für einen russischen Soldaten Fisch

Mit Eierhandgranaten fischen die Russen im Hafen. Eines Tages steht ein Russe vor der Tür. "Gewehr geschultert, ich sehe ihn noch wie heute vor mir stehen", sagt Jürgen Alwert. "Das große Bajonett aufgefplant, steht er bei uns in der Küche mit einem halben Eimer voll Fisch. Meine Mutter möge ihm doch die Fische braten, sagt er. Meine Mutter: 'Ja. Aber wir brauchen Fett.' 'Oh', sagt er, 'Schatz, Moment.' Er zur Molkerei rüber, holt ein großes Stück Butter und kommt wieder. Mit welcher Begierde er den Fisch aß! Und spuckte immer zwischen seine Beine auf den Fußboden. Da habe ich als Kind danebengestanden und ihn bewundert, wie er das hinkriegte. Als er aufstand, lag unten der Grätenhaufen. Er sagte ‚spassibo‘, also danke, und weg war er."

Eine alte russische Rechenmaschine hat Jürgen Alwert aufbewahrt. "Ich habe hier mal aufgeschrieben: Am 10. Juli 1991 um 17 Uhr verließ der letzte sowjetische Soldat die Garnison Wiek. Da waren 46 Jahre, zwei Monate, fünf Tage und 14,5 Stunden seit dem Einmarsch der Roten Armee vergangen."

Stolz, Soldat zu sein

"Außer Gorbatschow glaube ich keinem Russen mehr", sagt Ewald Krüger. Er ist in Mühlenbeck bei Schwerin geboren. Im Dezember 1942 wird der gerade 18-Jährige eingezogen und für die Artillerie ausgebildet. "Wir waren alle stolz, Soldat zu sein, obwohl wir eine harte Ausbildung hatten und uns die Tränen in den Augen standen. Die haben uns ganz schön gescheucht. Aber wir haben uns gesagt: für jeden Tropfen Schweiß tausend Tropfen Blut. Mir ging es so: Das muss sein. Und dann gingst du eben hin. Ich hatte keine Angst und habe auch draußen keine Angst gehabt, bis ich das zweite Mal verwundet wurde. Dann kam das so langsam."

Stolz auf die Enkel, die den Kriegsdienst verweigert haben

Ewald Krüger kämpft an der Ostfront. Heute, sagt er, ist er stolz darauf, dass zwei Enkelsöhne den Kriegsdienst verweigert und Zivildienst geleistet haben. Der Krieg ist zwar mit der Kapitulation Deutschlands beendet. Aber Hunger, Krankheit und Tod begleiten Ewald Krüger auch in den darauffolgenden Jahren. Auf dem Rückzug von der Ostfront ist seine Division am 9. Mai 1945 in der Nähe von Danzig. "Da kam ein Leutnant so gegen Mittag und hat uns weggeholt. Erst hat er uns

gezählt. Dann hat er zum Kommandeur gesagt: 'Wenn einer stiftet geht, wird jeder Zehnte erschossen.' Dann sind wir weiter marschiert, so ungefähr fünf, sechs Kilometer. Dann stehen da ein russischer General und ein deutscher. Unser sagt: 'Der russische General hat mir eben durch Handschlag versprochen, ihr seid Kapitulant. Keiner von euch kommt in russische Kriegsgefangenschaft. Ihr werdet nach Hause entlassen.' Und da haben wir gedacht, wenn der russische General das sagt, dann wird's auch stimmen."

Am zweiten Pfingsttag müssen 2.500 Soldaten antreten. Auch Ewald Krüger. Auf sie wartet ein langer Zug. "Der Waggon-Älteste musste zum Kommandanten kommen. Und da hat der gesagt: 'Wir fahren jetzt in die Ukraine. Da haben wir eine Eisenbahnstrecke kaputtgemacht. Die müssen wir reparieren. Das kann zwei Monate dauern, das kann drei Monate dauern. Und je eher wir fertig sind, desto eher fahren wir nach Hause.'"

Russische Gefangenschaft

Die Eisenbahnstrecke bekommen die Männer nie zu sehen. Dafür aber einen Mangenschacht. "So wie wir belogen worden sind vom Russen - kein Vertrauen. Obwohl ich immer wieder sage, der russische Mensch ist nicht schlecht. Die sind genauso gestorben wie wir in Gefangenschaft durch Hunger. Die hatten auch nichts zu essen. Hätten sie etwas gehabt, sie hätten das Letzte mit uns geteilt." Im Lager herrschen aber ganz eigene Regeln. Ewald Krüger ist an TBC erkrankt und eigentlich von der Arbeit befreit. "Abends musste die ganze Invalidenbrigade antanzen vorm Tor beim Arbeitsminister - sagt man zu dem Russen, der das alles organisiert. Und ich zeige ganz stolz mein Attest. Er guckte mich an, nimmt das Ding, zerreißt es und trampelt mit den Füßen drauf. 'Du kannst arbeiten', sagt er. Dann musste ich am nächsten Tag los, und das den ganzen Tag. Abends kam ich mit 38, 38,5 Grad Fieber nach Hause."

Kontakt nach Hause gibt es erst im zweiten Jahr

Kontakt nach Hause gibt es nicht. Die Familie von Ewald Krüger glaubt den Sohn verloren. Erst nach einem Jahr Gefangenschaft dürfen die Männer eine Postkarte schreiben. "Eine Klappkarte, so braunes Kartonpapier. Die Hälfte davon durften wir beschreiben mit 25 Worten. Glauben Sie, da haben wir manchmal eine Stunde überlegt, was wollen wir nur schreiben? Uns geht's gut, konnten wir nicht schreiben. Uns geht's schlecht, durften wir nicht schreiben. Dann ging die Karte nach Hause, und die durften die Karte vollschreiben. Nach acht Wochen oder einem Vierteljahr kommen die Karten zurück. Und später gab's jeden Monat eine Karte."

Ewald Krüger schreibt Karten aus dem Manganschacht, aus einem Stahlwerk, aus einer Zementfabrik, aus einer Gussgießerei - insgesamt aus zehn verschiedenen Lagern in der Ukraine. Als 1947 bei der Moskauer Außenministerkonferenz vereinbart wird, dass deutsche Kriegsgefangene bis Ende 1948 nach Deutschland zurückgeschickt werden sollen, hofft auch Ewald Krüger auf eine baldige Entlassung. "'Ach', haben wir gesagt, 'noch so lange? Hoffentlich sind wir nicht bei den Letzten.' Die im Westen haben ihre Kriegsgefangenen alle entlassen. Der Russe hat gar nicht daran gedacht. Der hat die nach Hause geschickt, die krank waren. Die nicht mehr arbeiten konnten, die hat er nach Hause geschickt. Aber wir blieben."

Erst Ende 1949 kehrt Ewald Krüger aus der Gefangenschaft zurück. Als er in seinem Heimatort Mühlenbeck ankommt, ist nichts mehr wie vorher. "Die Leute waren alle so abgestumpft damals. So arm, nicht viel zu essen und so weiter. Und dann waren die ganzen Umsiedler da. Und die, die mich kannten, die fehlen mir heute noch alle. Viele vermisst und so weiter, oder gefallen. Meine Mutter war 1946 an meinem Geburtstag gestorben, mein Bruder schon im Oktober 1945."

Zusammenhalt im Kinderheim

Als Waise kommt sie im August 1945 in das Kinderheim in Grabow bei Ludwigslust: Brigitte Dagmar Görke, damals sieben Jahre alt. Über ihre Erlebnisse in den ersten Monaten nach dem Krieg hat sie mit Simone Hantsch gesprochen.

Helles Lachen hallt über die Wiesen bei Ludwigslust. 30 Kinder, darunter die 7-jährige Brigitte und ihr jüngerer Bruder Lutz, hüpfen durch das Grün und genießen die Strahlen der Augustsonne. Eifrig fahren ihre Hände immer wieder durchs Gras auf der Suche nach Sauerampfer. Die Köchin des Waisenhauses will zum Abend eine kräftige Suppe zubereiten. Die Pflegemutter von Brigitte hat die beiden Waisen im Heim in Grabow abgegeben in der Hoffnung, dass sie hier besser versorgt werden. Auf einem Treck ist sie im April 1945 mit den beiden Kindern von Eberswalde nach Kohlenfeld im ehemaligen Kreis Hagenow gelangt. Brigitte ist mit ihrem Bruder erst seit wenigen Tagen im Waisenhaus.

Läuse und Krätze

"Da angekommen, waren wir nach wenigen Tagen den Kindern sehr ähnlich, weil wir dann genauso viele Läuse hatten wie sie", sagt Frau Görke. "Das war das Erste, wenn man in das Heim kam: Man wurde zwar entlaust - man bekam so eine Läusekappe auf, aus Windeln, und so ein Zeug hinein, damit wir erst einmal läusefrei waren. Aber es kamen ja täglich Neue von der Straße und damit

auch täglich neue Läuse. Und später kam dann auch noch Krätze dazu. Das ist eine ganz üble Hautkrankheit."

Das Heim wird von Müttern wie Frau Borowski geleitet. Sie war mit ihren Kindern aus Königsberg nach Grabow gekommen. Unterstützung bekommt sie vor allem von Christel Schön, die in der Stadtverwaltung arbeitet, und von den sowjetischen Truppen, die dort stationiert sind. Sie bringen Brot, Kartoffeln, manchmal auch ein paar Kleider. Für ihre gesammelten Kornähren bekommen die Kinder Schrot aus der Mühle. Beim Zahnarzt Doktor Londe gibt es jedes Mal ein Stück Würfelzucker und aus der Molkerei täglich 40 Liter frische Molke.

Familien nahmen zu Weihnachten Heimkinder auf

Brigitte Dagmar Görke erinnert sich noch genau an Weihnachten 1946. "Da haben viele Grabower Handwerkerfamilien zum Beispiel Kinder aufgenommen, bewusst aufgenommen. Das kann über das Heim organisiert gewesen sein, das weiß ich nicht. Jedenfalls konnte man die beiden Weihnachtsfeiertage eben bei diesen Leuten sein und essen in der Familie und mal so richtig schön essen. Ich war bei einer Malerfamilie. Und wenn ich heute in Grabow bin, ich gucke immer noch in diese Straße. Das ist so was Bleibendes. Das bleibt ewig hängen. Und ich denke mir, man hat damals in der Zeit oft versucht, das Beste für die Kinder zu machen, soweit möglich sicher."

Im Heim lernen die Kinder nützliche Dinge

Die Heimerzieherinnen sorgen für die Kinder, so gut es eben geht und versuchen, ihnen nützliche Dinge beizubringen. Brigitte lernt stricken, häkeln, Flickerlpüppchen nähen und wie man aus reifen Erlenfrüchten Tinte herstellen kann. "Oder wir mussten Kastanien sammeln. Die wurden dann gerieben, und dann konnte man Bälle formen und das trocknen, und das schäumte dann so ein bisschen wie Seife oder so was. Ich muss noch einmal auf Frau Jäger zurückkommen. Sie war so prägend für uns. Ich glaube, weil wir mit ihr gearbeitet haben. Man hat den Küchendienst mit ihr gemeinsam gemacht, sie hat erzählt. Alle Kinder, die aus dem Kinderheim kamen, konnten Platt sprechen."

Im Frühjahr 1947 kommt der Ehemann der Heimleiterin Borowski aus der Kriegsgefangenschaft. Er und seine Frau ziehen mit ihren drei eigenen Kindern nach Eldena. Das Heim übernimmt Schwester Magdalena Philipps. "Die kam aus Ludwigslust und ... ich weiß nicht, ob das Heim dann in kirchliche Obhut übergegangen ist. Das kann ich nicht sagen. Aber vorher hieß es 'Frau Borowski' und dann hieß es 'Schwester Magdalena'. Und plötzlich musste vor jeder Mahlzeit gebetet werden. Das

kannten wir vorher nicht. Demnach muss es irgendwie unter kirchlicher Regie gewesen sein. Die Schwester Magdalena hat's wohl gut gemeint, die hat rausgegeben, wer raus konnte. So kam mein Bruder im Juni 1947 zu Pflegeeltern nach Ludwigslust. Ich durfte dann noch bis Oktober da bleiben, dann kam ich hierher."

Brigitte und ihr Bruder ziehen zu Pflegeeltern

Brigitte zieht zu ihren Pflegeeltern nach Neu Jabel. Und obwohl die Geschwister in unterschiedlichen Pflegefamilien aufwachsen, verlieren sie sich nicht aus den Augen und sehen sich noch heute regelmäßig. Sie hatten Glück. Und trotzdem kommen immer wieder diese schmerzvollen Gedanken: "Aber sonst im Allgemeinen war es so, dass die Kinder eben alleine auf sich gestellt waren. Und oft auch nicht wussten, wo sie herkommen, wo ihre Wurzeln sind. Und ich denke mir, das ist das Allerschwerste. Ich denke mir, das ist das größte Trauma dieser Generation, dass sie irgendwo doch haltlos ist - viele, die überhaupt keine Angehörigen haben. Und ich denke mir, wenn solche Frauen nicht gewesen wären, was wäre dann gewesen? Man liest ja ganz schlimme Geschichten. Ich kenne zum Beispiel jemanden, der war auch in einem Kinderheim, ein Flüchtlingsjunge aus Masuren, der hat ganz andere Erinnerungen. Und ich meine, dass diese Gemeinschaft im Heim auch die Kinder geprägt hat."

Diese Gemeinschaft liegt ihr am Herzen. Und dort liegt auch der Wunsch, der sie schon seit Langem begleitet: Brigitte Dagmar Görke möchte die Mädchen und Jungen aus dem Heim in Grabow noch einmal wiedersehen.

Autoren: Eva Storrer, Holger Vonberg, Simone Hantsch